

Allerhand

Sprachgrobheiten.

Eine höfliche Entgegnung

von

J. Minor.

Stuttgart 1892.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.



Allerhand Sprachgrobheiten.

Eine höfliche Entgegnung

von

J. Minor.



Stuttgart 1892.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Diese Entgegnung auf G. Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten" war zuerst in der Wiener Zeitung (Donnerstag, den 7. April 1892, Nr. 80; Freitag, den 8. April, Nr. 81; Samstag, den 9. April, Nr. 82) gedruckt. Auf Vorschlag des Herrn Dr. A. Bettelheim hat mich die Verlagshandlung aufgefordert, einen Separatabdruck zu veranstalten. Indem ich dieser Aufforderung folge, will ich meinen Ausführungen nur eine größere Verbreitung sichern, nicht aber den Charakter eines geschlossenen Buches aufdrücken. Zu viel könnte hier leicht zu wenig sein.

Sprachforscher mache ich aufmerksam, daß über das Material von Relativsätzen mit „der" und „welcher" in einem der nächsten Hefte von Paul und Braune's „Beiträgen" Rechenschaft abgelegt werden soll.

Vor zwanzig Jahren hat der deutsche Schulmeister seine besten Tage erlebt. Damals stand er auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes, neben oder gleich hinter dem Kaiser Wilhelm, den Bismarck und Moltke: denn (so konnte man täglich in den Zeitungen lesen) er hatte die Schlachten bei Königgrätz und bei Sedan gewonnen. Diese Zeiten sind nun vorüber; man rückt ihm mit Reformen, Conferenzen und Enquêten zu Leib, und der Sieger bei Sedan ist auf seinen Altentheil gewiesen. Aber nur keine Furcht, daß die Schulmeister jemals in Deutschland aussterben! Der Schulmeister von 1870 ist todt — es lebe sein Nachfolger! Er sitzt jetzt als Präsident an der Spitze von Sprachvereinen oder als Corrector in den Druckereien oder als Archivar mitten unter Acten. Seine Schulbuben sind die Erwachsenen; und wenn er einmal einem Schriftsteller ersten Ranges ein unnöthiges Fremdwort nachweisen kann, dann greift er auch gelegentlich wieder nach dem spanischen Rohr. Der heutige Schulmeister verachtet das Papier und er haßt nichts so sehr als die Zeitungen. Das hindert ihn aber nicht, beschriebenes Papier für die Nachwelt zu registriren und selber die „Schriftleitung“ von Zeitschriften zu besorgen. Ich will nicht auch unter die Pro=

pheten gehen, aber das Eine weiß ich bestimmt: wenn wir fortfahren, so lustig gegen das papierene Jahrhundert zu schreiben, wird das zwanzigste Jahrhundert auch noch ein papierenes sein.

Kürzlich hat in Nord-Deutschland ein Buch [1]) Aufsehen gemacht, das sich mit Eifer und Entschiedenheit, leider auch nicht ohne die bei den Sprachverbesserern übliche Grobheit für ein lebendiges Ohrendeutsch gegenüber dem häßlichen Tintendeutsch einsetzte, das heute alle Welt und namentlich die Zeitungen schreiben. Die lebendige Sprache, der gesunde Menschenverstand und das natürliche Sprachgefühl sind die einzigen Autoritäten, die unser Verfasser gelten läßt. Und wie sollte es dem an Erfolg fehlen, der auf so natürlichen Grundlagen baut, in deren Besitz sich jeder sicher fühlt? Es wird aber doch vielleicht nicht ganz nutzlos sein, wenn wir diese natürlichen Grundlagen etwas genauer ins Auge fassen.

Was versteht unser Verfasser zunächst unter der „lebendigen Sprache“? Er redet einmal von dem „Volksmund, auch dem der Gebildeten“, und faßt also die Sprache des Volkes und die der Gebildeten in Einem zusammen. Dann aber grenzt er doch wiederum die Sprache des Volkes nach unten ab, indem er Wendungen verpönt, die „nur der nie-

---

[1]) Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hülfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Dr. Gustav Wustmann, Stadtbibliothekar und Director des Rathsarchivs in Leipzig. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1891.

drigsten Volkssprache" angehören. Endlich stellt er die Sprache des Volkes, des „Mannes aus dem Volke", der Unterhaltung der Gebildeten gegenüber, die besonders durch das Zeitungsdeutsch verdorben sei. Wo sind hier die richtigen Grenzlinien zu finden? Wo kann ich im einzelnen Fall, im Falle des Widerspruchs, mir sicheren Rath holen? Wann ist mir die Sprache der Gebildeten und wann die Sprache des Volkes maßgebend? Es hat ja schon der alte Gellert den Grundsatz aufgestellt: „Schreib', wie du redest", und seine Schüler, der junge Lessing und der junge Goethe, haben sich beeilt, ihn ihren Schwestern in der Provinz einzuimpfen. Aber Gellert hätte dem „Mann aus dem Volk" gewiß keinen Laut und keine Silbe vom Mund abgesehen: ihm galt allein die Umgangssprache der gebildeten Kreise Leipzigs als Norm und Richtschnur. Wustmann ist der irrigen Ansicht, daß Erscheinungen der „Papiersprache" nur ausnahmsweise in die lebendige Sprache eindringen und überhaupt nur ein Verderbniß bedeuten. Wie groß ist denn der Wortschatz eines Mannes aus dem Volk? Er ist wohlhabend, ja reich für seine Bedürfnisse, aber den größeren Ansprüchen der Gebildeten kann seine Sprache nicht genügen. Die Umgangssprache der Gebildeten ist seit vier Jahrhunderten durch das „Papierdeutsch", d. h. durch unsere Literatursprache beeinflußt worden; so stark beeinflußt, daß eine Rückkehr zu den Urzuständen der sogenanten lebendigen Sprache gar nicht mehr möglich ist. So wenig möglich, als daß wir jemals mehr das bedruckte Papier werden im Leben entbehren können.

Es ist nur ein Modewort wie die vielen anderen, die Wustmann bekämpft, wenn wir über das „papierene Zeitalter“ spotten und von dem Papier leben. Es ist nur die Großthuerei, die Wustmann an anderen so unausstehlich findet, wenn wir etwas anderes, meinetwegen etwas Besseres sein wollen als wir wirklich sind. Wer heutzutage vom „Mann aus dem Volk“ redet, nein — über ihn Reden hält oder schreibt, der hat seine Leute im Sack; und wenn er gar ein kräftig Wörtlein gegen die papierenen Gebildeten anzubringen weiß, dann vergißt man alles: daß er keinen Augenblick aus dem Kreise der Gebildeten herausgetreten ist, unter denen er meistens auch geboren und aufgewachsen ist; daß er seine Erziehung und seine Bildung zum besten Theile dem Papier verdankt und daß er als Gebildeter so oder so vom Papier lebt. Es müßten doch ganz andere Hebel als ein paar Modewörter, denen die That widerspricht, in Bewegung gesetzt werden, um die drückende Papierlast zu verringern, unter der unser Jahrhundert seufzt.

Was die Sprache betrifft, so ist es einfach Thatsache, daß heute das Wort nicht mehr im Munde des Volkes, sondern auf dem Papier, durch den Gebrauch der Schriftsteller seine Prägung erhält. Ich mache mich anheischig, in jedem Prosawerk Goethe's ein Dutzend Ausdrücke und Wendungen aufzusuchen, die der lebendigen Sprache fremd sind und es auch zu Goethe's Zeit waren. Jede große Nation, welche dialektischen Spaltungen unterworfen ist, findet nur in der Literatur und in der Schrift ihre sprachliche Einheit. Die Un-

ebenheiten und Zufälligkeiten der mündlichen Rede können durch den Ton und den Ausdruck, auch durch die Geberde ausgeglichen werden, aber in der geschriebenen oder gedruckten Sprache haben sie keinen Platz. Dem Leben sein Recht und der Kunst das ihrige! Unser schriftstellerischer Ausdruck wird an innerer Wahrheit nur gewinnen, wenn wir uns so geben, wie wir einmal sind, und nicht eine Ursprünglichkeit heucheln, die wir doch nicht besitzen.

Wustmann, der den Schulmeistern sonst so hart zu Leib rückt — ich sollte schreiben: zu Leib e rückt — will doch mitunter ihren Beistand zur Durchführung dictatorischer Maßregeln in Anspruch nehmen, welche an die unverbrüchlichen Satzungen der alten Schulgrammatiken erinnern. Man hat es mit Recht als einen Vorzug der neueren Sprachlehre betrachtet, daß sie dort keine Gesetze vorschreibt, wo sich keine Regel feststellen läßt, und die Freiheit des individuellen Ausdruckes so weit als möglich schont. Unser Eiferer hat nun eine, mir in dieser Allgemeinheit unbegreifliche, Vorliebe für die nachhinkenden e im Dativ der starken Masculina, während sowohl die mündliche Sprache als die Schrift die ausgesprochene Neigung kundgeben, diese Flexionssilbe abzustoßen, wo sie für den Rhythmus entbehrlich ist oder ihn gar schädigt. Wie man schon längst nicht mehr sagt: „dem Stiefele“, „dem Schreibere“, so sagt man auch meistens: „dem König“, „im Jahr“, zu Fuß“, „zu Pferd“. Wustmann findet aber, daß in einem Satz wie dieser: „in einem kleinen Haus im Wald am Fuß des Riesengebirges“, die vielen klapprigen Einsilb-

ler übel klingen. Besonders hübsch finde ich den Satz freilich auch nicht, aber noch häßlicher klingt er doch so: „in einem kleinen Hause im Walde am Fuße des Riesengebirges". Hier stören mich nicht bloß die häßlichen amphibrachischen Wortfüße (◡-◡ am Fuße | im Walde | des Riesen | gebirges), sondern auch noch der sogenannte Hiatus, das Zusammentreffen des tonlosen e mit einem volleren Vocal (Hause im Walde am). Dieser Satz ist nicht bloß unrhythmisch wie der erste, sondern er verstößt zugleich auch gegen die Euphonie. Wustmann aber will nur gleich die Schule in Bewegung setzen, um seine lieben Dativ-e nicht nur in der Schrift, sondern auch in der lebendigen Sprache durchzusetzen. Aber wie? Der Schulmeister hat seinen Jungen unaufhörlich vorgesagt: „Schreibt wie ihr redet", und nun sollte er nicht bloß verlangen, daß sie schreiben, wie sie nicht reden, sondern auch daß sie reden, wie sie nicht reden und nicht schreiben? Und das von dem geplagten Mann zu verlangen, wäre nicht die größte und ärgste Schulmeisterei?

Das zweite Grundprincip ist für unseren Verfasser der gesunde Menschenverstand, der uns leider in sprachlichen Dingen wie auch in künstlerischen oft genug im Stich läßt. Wustmann selber, so sehr er sich wiederholt gegen grobe logische Fehler ereifert, sieht sich genöthigt, gelegentlich andere Saiten aufzuziehen. Wenn man: „voll Liebe" sagt, so ist „Liebe" ein Genetiv, und man müßte eigentlich auch sagen „voll Blutes". Man sagt aber „voll Blut"; „das ist eigentlich ein Fehler, aber wieder einer, der nicht mehr als solcher

empfunden wird“. Die Apposition steht der Regel nach in demselben Casus wie das Wort, zu dem sie gehört; wenn sie also zu einem besitzanzeigenden Fürwort tritt, müßte sie nach den Gesetzen der Logik im Genetiv stehen. Man sollte sagen: „Mein Beruf als Lehrers“, aber „man nimmt sich allgemein die Freiheit“ zu sagen: „Mein Beruf als Lehrer“. Die lebendige Sprache und der gesunde Menschenverstand stehen also mitunter im Widerspruch mit einander, und Wustmann läßt seine Leser wiederum im Zweifel, wem er in strittigen Fällen zu folgen hat. Die Rathschläge selber, welche er uns ertheilt, verweisen uns von Pontius zu Pilatus. Ein Mal räth er, nicht lang zu grübeln, ob man auch wohl so sagen dürfe oder nicht, sondern unbefangen zu schreiben, was uns aus der lebendigen Sprache zunächst in die Feder läuft. Alles Unheil, alle Unnatur komme doch nur von dem Feilen und Drechseln. Dann aber empfiehlt er wieder, sich selbst und andere zu beobachten und Alles, was man geschrieben habe, einige Wochen lang bei Seite zu legen und dann aufs neue wieder vorzunehmen; schwerlich doch zu einem anderen Zweck, als um an dem ganz unbefangen Hingeschriebenen zu feilen?

Endlich aber das Sprachgefühl! Lessing vertheidigt einmal eine Eigenheit seines Stiles, an der seine Zeitgenossen Anstoß nahmen, mit der Berufung auf sein Sprachgefühl, aber er fügt sogleich hinzu: man möge ihn schreiben lassen, wie er wolle, er verlange auch von den Anderen nicht, daß sie nach seinem Willen schreiben. In der That: für

das Individuum bleibt das Sprachgefühl die erste und die letzte Instanz, und kein Mensch sollte sich zwingen lassen, gegen sein Sprachgefühl zu schreiben. Wer aber die Forderungen seines Sprachgefühls auch anderen als Gesetz vorschreiben will, der muß zweierlei bedenken. Er muß zuerst mit sich selber völlig im Reinen sein, und er darf auch das Sprachgefühl anderer nicht ungefragt lassen. Diese zwei Bedingungen finde ich bei Wustmann nicht erfüllt.

Namentlich sein so wohlgeschultes musikalisches Gehör hat ihn oft bedenklich im Stich gelassen. Der Satz: „in einem kleinen Haus im Wald am Fuß des Riesengebirges" hat für sein Gefühl wegen der vielen einsilbigen Wörter etwas Zerhacktes. Und doch erscheinen mir diese stark betonten, mit volltönenden und verschieden klingenden Vocalen versehenen Einsilbler noch erträglicher als eine Reihe von einsilbigen und unbetonten Wörtern mit demselben Vocal a oder i. Wustmann schwärmt für Sätze wie diese: „auf der Wiese, durch die die Straße führt"; „das Tau, das das Fahrzeug am Ufer hielt"; „indem sie sie verbot"; „habt ihr ihr ihr Band wiedergegeben"; selbst die, die die Ordnung nicht ganz ablehnen"; „als die, die die Verhältnisse zuletzt aufzwangen". Diese letzten Beispiele erscheinen ihm als die reine Musik, es hüpfe und springe ordentlich in ihnen. Bloße Schulmeisterei aber sei es, daran etwas auszusetzen. Solche Schulmeister hat es allerdings schon in Weimar gegeben. Dort machte man sich einmal nach Goethe's

Ankunft in Weimar über die ungeschickte Partikelvermählung in den Ramlerischen Oden lustig; und als der gutmüthige Wieland sogleich zu vertheidigen suchte, „was ihm doch selbst fatal war", sang man ihm mehrere Odeneingänge: „Der du dem blutenden Cäsar" und „Liebe, die du . . ." stundenlang im Canon in die Ohren. Auch ein so übles Ding, wie der Satz: „Er behandelte den jungen Mann mehr als Freund als als Untergebenen", findet Gnade vor unserem strengen Richter, dem ich mit der bekannten Heirathsformel einen Ohrenschmaus bereiten dürfte: „Du, der du dir die da, du, die du dir den da . . ." Auch in Wustmanns eigenem Stil, dessen Schlichtheit einmal nüchtern, dann wiederum gekünstelt und erzwungen ist, fällt die Vorliebe für unnöthig gehäufte Einsilbler unangenehm auf: „es scheint das wirklich gar nicht mehr empfunden zu werden"; „es stumpft das das Gefühl ab". Dann wird wiederum eine ganze Armee von einsilbigen Wörtern durch ein paar zweisilbige unterbrochen, die alle auf das eintönige —er ausgehen: „es greift das aber immer weiter um sich, und wenn es nicht bekämpft wird, so ist es gar nicht unmöglich . . ." Auch die häufige Wiederkehr der häßlichen Endung —ung hat für sein Ohr nichts Störendes, denn es ist bloße Einbildung, wenn man an dem folgenden Satz etwas aussetzen wollte: „Ueber die Voraussetzungen zu einer Schließung des Reichstages enthält die Verfassung keine nähere Bestimmung". Dagegen zeigt er sich gegen das unaufhörliche Gezisch der Genetiv-s in Formeln wie diese: „Namens des Königs" empfindlich;

aber sollten diese Genetiv-s stärker zischen und unerträglicher klingen als die s in „als als als“?

Wustmann hat auch einen Zahn auf die neumodischen Titel, die mit einer Präposition beginnen, weil sie beim Lesen und Schreiben nur eine Qual bereiten. Jedes Sprachgefühl sträube sich dagegen, zu sagen: „Ich habe das in Vom Fels zum Meer gelesen“. Man müßte freilich die Titel der Weltliteratur abändern, um sie zu bequemem Gebrauch zurechtzumachen. Denn auch Wendungen wie diese: „Ich war in den Räubern“ oder „Ich war in Weh dem der lügt“ bereiten sprachliche Schwierigkeiten, die man doch billig den Dichtern nicht zum Vorwurf machen kann. Aber dasselbe unfehlbare Sprachgefühl verlangt dann doch wieder von anderen zu sagen: „ich komme von zu Hause“, nicht „ich komme vom Hause“. Diesmal sträubt sich also nichts mehr gegen das Zusammentreffen der Präpositionen. Wustmann würde vielleicht sagen „zu Hause“ sei formelhaft und bilde gewissermaßen nur Ein Wort wie Einen Begriff; genau dasselbe ist aber bei den Titeln der Fall, sie sind entweder schon Formeln oder sie werden es leicht und geschwind. Den Titel: „Culturbilder aus dem 15. bis 18. Jahrhundert“ findet unser Verfasser mit Recht nachlässig; aber er verlangt dann doch gleich darauf, daß man schreibe: „Von Dienstag, den 6., bis Donnerstag, den 8. April“, weil die ganze Formel wie ein einziges Wort, wie ein Adverbium der Zeit, aufzufassen sei. Was hindert uns aber dann, in dem Titel „Culturbilder aus dem 15. bis 18. Jahrhundert“ die Zeitbestimmung

ebenso als ein Ganzes zu fassen oder zu schreiben: „Ich bin in Die Räuber von Schiller gewesen“? Glücklicher Weise kennt die lebendige Sprache eine solche Unterscheidung eben so wenig als die Sprachkunst der guten Schriftsteller. Man sagt und schreibt: „Von Dienstag dem 6. bis Donnerstag den 8. April“. Um in Wustmann's Sprache zu reden: wenn ich sage, „von Dienstag, den 6. April, bis Donnerstag, den 8. April“, so schreit hier der Artikel förmlich nach Rection.

So leicht widerspricht sich das Sprachgefühl des Einzelnen. Wie ungleich aber nun gar das Sprachgefühl Verschiedener urtheilt, das mögen die folgenden Beispiele zeigen. Die Unterdrückung des Hilfszeitwortes in Nebensätzen („die wenigen Rechte, die ihm noch geblieben“ anstatt „geblieben waren“) ist mir in wissenschaftlicher Prosa so wenig geläufig als unserem Verfasser. Aber gegenüber sprachlichen Autoritäten wie Goethe und Lessing (besonders der Gelehrte Lessing bevorzugt den Ausfall) scheint es mir verwegener Dünkel, einfach zu behaupten: „Wer das bestreitet, der hat eben kein Sprachgefühl.“ Jeder Zeitungsleser hat wohl einmal an der sogenannten invertirten Wortstellung des typischen Satzes Anstoß genommen: „und wurde der Kranke (anstatt: „und der Kranke wurde“) mittelst Einspänners in das allgemeine Krankenhaus gebracht“. Nach Wustmann ist das für jeden sprachfühlenden Menschen der größte Greuel, der unsere Sprache verunstaltet: „Er geht ihm noch über alle anderen, er verursacht ihm geradezu Brechreiz; er ist ihm so zuwider, daß er selbst da nicht so schreibt, wo es eine gewisse Berech-

tigung hätte.... Wer hat zu entscheiden, was richtig und schön sei in der Sprache: der sprachkundige, sprachgebildete und mit feinem und lebendigem Sprachgefühl begabte Schriftsteller oder der Kanzlist, der Reporter und der Handlungsreisende?" Den alten Goethe, der sich in seinen behaglichen Briefen mit Vorliebe dieser Wortstellung bedient, wird man vielleicht doch noch als begabten Schriftsteller, wenn auch nur als Papiermenschen, gelten lassen. Ein Buch aber, das nicht aus der papierenen Welt stammt, sind die Grimmischen Märchen, und nun höre man, wie die Brüder nach dem Volksmund erzählen: „Nun standen auf dem Weg (nicht Wege) vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne." Oder: „Waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten; und war der eine reich, der andere arm."... „Da ging das Kind in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau."... „Wie das die Thiere sahen, fingen sie an zu laufen; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen." Daß die Brüder hier eine Wendung aus der Volkssprache aufgegriffen haben, kann nach der Art und Anzahl der Beispiele keinem Zweifel unterliegen. Ueberhaupt aber dürfte eine sprachliche Erscheinung zu so maßlosen und unappetitlichen Ausfällen keine Gelegenheit bieten, die sich hundertfach bei dem ersten Schriftsteller unserer National-Literatur belegen läßt. Es könnte unseren Sprachverbesserern und dem löblichen Theil ihrer Bemühungen nur

zum Nutzen gereichen, wenn sie die saftige Grobheit ablegen wollten, die vielleicht manchem Donatschnitzer ungebildeter Schreiber und Handlungsreisender gegenüber am Platze sein mag, nicht aber dort, wo das Gefühl die ersten und besten Schriftsteller nach verschiedenen Richtungen weist. Wustmann ist leider der gröbste unter den Groben. Er betrachtet einen Unsinn der Speisekarte und eine Freiheit, die sich Lessing oder Goethe erlauben, wie weiland Sebastian Brant gleichmäßig unter dem Gesichtspunkt der Dummheit und vergißt nur, daß sich der Verfasser des Narrenschiffes selber an die Spitze seiner Narren gestellt hat. Er lädt seine Leser unaufhörlich ein, bei den Schriftstellern auf dieses oder jenes Wort zu achten, und er raubt damit ihrem Sprachgefühl von vornherein die Unbefangenheit. Denn wer auf die Jagd nach den „ist" und „und", nach den „der" und „welcher" geht, der hört und sieht auch in Goethe's Werken nur mehr eine Musterkarte von „und" und „ist", von „der" und „welcher". Das Sprachgefühl ist aber nur so lang Instanz, als es ohne Voreingenommenheit aus dem Sinn und Zusammenhang urtheilt. Wo dagegen das suchende Auge waltet, da ist die statistische Methode der Wissenschaft allein im Recht, die vergleichend nach der Anzahl der Beispiele entscheidet.

Der modernen Sprachwissenschaft, welche es seit Jakob Grimm vermeidet, gewaltthätig in die Entwicklung der Sprache einzugreifen, steht Wustmann mit Geringschätzung gegenüber. Er hat es leicht, ohne Rücksicht auf die in der Sprache herrschenden Kräfte überall eine verbindliche Regel aufzustellen

und auf ihre Befolgung den Dummkopf oder eine Ohrfeige zu setzen. Ich pflege eben so gut wie Wustmann „andern", „unsern", „bessern" zu schreiben; aber wenn einem andern die Formen „andren", „unsren", „bessren" lieber sind, so mag er sie haben und behalten. Da man wohl sagen kann „ein and[e]rer", aber nicht „ein ander[e]r", „der bess[e]re", aber nicht „der besser[e]", so werden nach der weit ausgedehnten Wirkung der Analogie von den unentbehrlichen Nominativen „bessrer" und „andrer" immer auch die Accusativformen „bessren", „andren" und ähnliche gebildet werden. Hier hilft kein Zwang, hier besteht die Freiheit des individuellen Sprachgebrauches in vollem Recht.

Wustmann ist auch der heutigen Prosa gram, die durch das Zeitungsdeutsch verdorben sei. Ich will hier das schlechte Deutsch so vieler Zeitschriften und Zeitungen gar nicht in Schutz nehmen. Aber es scheint mir doch unbillig, an das, was nicht bloß von einem Tag auf den andern, sondern oft genug von einer Stunde auf die andre geschrieben wird, den strengen Maßstab anzulegen, der dort am Platze ist, wo man nach Wustmann's Rat das Geschriebene nach vierzehn Tagen wieder vornehmen kann. Die Prosa des achtzehnten Jahrhunderts und die der Dreißiger Jahre des neunzehnten glaube ich zu kennen; aber ich würde nicht die Wahrheit reden, wenn ich ihr den Vorzug vor der unsrigen geben wollte. Ich finde im Gegentheil, daß alles das, was Wustmann mit gutem Grunde rügt, in der älteren Sprache weit häufiger vorkommt als in der heutigen. Und dabei darf man doch

nicht vergessen, wie unendlich größere Anforderungen unsere Zeit an die Sprache stellt! Freilich ist unsere Prosa von der Raschlebigkeit des Jahrhunderts nicht unberührt geblieben; aber daß sie nur Rückschritte gemacht hätte oder dem Verfall nahe sei, glaube ich nicht. Selbst das Auftauchen von Modewörtern, das Wustmann mit so gerechtem Eifer bekämpft, ist nichts Schlimmeres als der Mißbrauch Hegelischer und Kantischer Formeln in der Prosa früherer Zeiten. Wustmann steht noch unter dem Einflusse der alten Herderischen Anschauung von den Lebensaltern der Sprache, nach der sich die Sprache immer mehr dem Greisenalter zuneigt. Aber die Sprache stirbt nur mit den Völkern selbst, ja sie hat auch die Nationen selbst oft noch zu überleben die Kraft. Solange die Nation Lebenskraft hat, lebt auch die Sprache in immer neuen Gestalten fort; und wenn heute die Sprache der Dichtung ihre Blüthezeit hinter sich hat, so darf man in Betreff der Prosa ohne Bangen in die Zukunft blicken. Wustmann ist zwar keiner von denen, welche die Sprache mit Gewalt um ein paar Jahrhunderte zurückschrauben wollen. Er ist immer geneigt, alte Formen zu schützen, sobald sich in der gegenwärtigen Sprache ein Anknüpfungspunkt findet; aber er meint auch wieder, daß ein Fehler dadurch nicht schöner werde, daß er Jahrhunderte alt sei. Dennoch legt er der Entwicklung der neueren Sprache oft genug Fesseln an, wo die ältere völlige Freiheit genoß. Die Präposition „mittelst", deren Mißbrauch ich nicht vertheidigen will, ist ihm auf „schauderhafte Weise" aus dem Genetiv „mittels"

verdorben, während in der älteren Zeit „einst“, „jetzt“ u. a. doch genau auf dieselbe Weise durch ein „angesprungenes t“ entstanden sind. Er weiß recht gut, daß alle Präpositionen und manche Conjunctionen ursprünglich Adverbien gewesen sind; aber er schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn er in einer heutigen Zeitung liest: „zumal (anstatt: zumal da) es noch keineswegs gewiß ist“ oder „bis (anstatt: bis nach) Wien“. Es wird kaum in der Macht eines Einzelnen stehen, diesen Proceß der Umwandlung von Adverbien in Präpositionen und Conjunctionen mit dem alten Jahr 1891 aufzuhalten. Das Streben nach Kürze wird in unserer eilfertigen Zeit das für den Sinn entbehrliche zweite Wort endlich fallen lassen.

Dem Fluch aller Sprachverbesserer, der Kleinlichkeit, fällt Wustmann oft genug zum Opfer, und manche seiner Vorschriften fordern in ihrer illiberalen, präceptorhaften Fassung eher zum Widerspruch als zur Befolgung heraus. Man soll nur von einem Lebenden sagen können: „er ist geboren“; von einem Todten muß ich sagen: „er war geboren“! Aber die Männer, über welche die Allgemeine deutsche Biographie Auskunft giebt, leben für den, der darin liest, alle noch; und wenn einer in einer literaturgeschichtlichen Darstellung etwa von Klopstock zu Wieland fortschreitet, dann steht er lebendig vor ihm. Goethe war nicht bloß ein Dichter, er ist ein Dichter. Will man in solchen Dingen unverbrüchliche Gesetze für alle Fälle aufstellen, dann bleibt für einen individuellen Stil überhaupt keine Linie mehr an

Raum übrig. Ich möchte das Wustmannische Buch nicht mit demselben strengen und einseitigen Maßstabe messen. Mir ist zum Beispiel das Adverbium „ohnehin“ eine schauderhafte (Wustmann würde sagen: schauderbare) Bildung: die Präposition „ohne“ schreit förmlich nach einem regierten Accusativ! Bei einer Wendung wie: „da thut man keine Wirkung“ (anstatt des einfachen: „wirkt man nicht“) würde Wustmann selber ausrufen: „Welcher Schwulst!“ wenn er sie anderswo gelesen hätte. Und wie gefällt dem Leser der folgende Satz: „Freilich gehört es auch da nicht hin, es hat sich aber da seit alter Zeit so festgesetzt, daß es jetzt dort geradezu für das regelmäßige gelten muß.“ Sich da festsetzen, um dort als das Regelmäßige zu gelten, das „stimmt nicht“, um mit der „lebendigen Sprache“ zu reden.

Was aber endlich die Hauptsache ist, so hat Wustmann für die künstlerische Seite der Sprache und des Stils nirgends ein Gefühl. Ueber den zusammengesetzten Satz reicht sein Blick nicht hinaus, und architektonische Schönheiten giebt es für ihn nicht. Man halte sich einmal die großartig gebaute Periode aus Lessing's Literaturbriefen vor Augen: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es wäre von bessern Folgen gewesen, als daß man sie mit dem Corneille und Racine (nach Wustmann: mit dem Racine) so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an Diesen nicht finden kann, und zweitens würde

Jener ganz andere (nach Wustmann: andre) Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß." Nach Wustmann's Anleitung dürften wir uns an der prächtigen Symmetrie dieser schlanken Satzglieder kaum erfreuen. Er haßt die „dieser" und „jener", weil Sprachstümper mit ihnen nichts anzufangen wissen und über ihre eigenen Füße stolpern. Und da der letzte Satz („als man von diesen zu rühmen weiß") nur zur Abrundung der Periode dient, im Grunde also nicht mehr sagt als das einfache „als diese", so würde er ihn wahrscheinlich mit den Worten abschneiden: „Welcher Schwulst! ein ganzer Satz anstatt zwei Worten!"

Als einen Eindringling aus der „Schreibsprache" bekämpft Wustmann auf Tod und Leben das Relativum welcher, das der lebendigen Sprache bis auf den heutigen Tag fremd geblieben sei; so fremd, daß unser Verfasser es selbst bei wochenlanger Beobachtung nur drei Mal zu hören bekam. Ich will die Richtigkeit dieser Beobachtung für Leipzig, die Heimat Wustmann's, nicht anfechten; aber mit dem Sprachgebrauch der Süd-Deutschen steht sie in entschiedenem Widerspruch. Mein College Penck, ein geborener Leipziger, macht mich darauf aufmerksam, daß er in seiner Vaterstadt sich nur des Relativums der zu bedienen pflegte, in München öfter welcher als der hörte und sprach und hier in Wien bloß mehr das Relativum welcher kenne. Das, was Wustmann lebendige Sprache im Gegensatz zur „Schreibsprache" nennt, ist nur mehr im Dialekt vorhanden, und selbst da

nicht ganz unverfälscht. Der Wiener Dialekt aber gebraucht für das Relativum, in gewissen Formen wenigstens, niemals das einfache Demonstrativum der, die, das, sondern der echte Wiener sagt: der was, die was, auch was allein. „A Weib, dö was ihrn Mann betriegt": so fängt ein Couplet in einer alten Wiener Posse an. Und diese Verstärkung des Demonstrativs bei relativischem Gebrauch ist uralt. Das Gotische bedient sich dazu einer bestimmten Partikel: sa heißt der, sa-ei heißt welcher. Im Althochdeutschen setzt man dar oder dir zu dem Demonstrativum, um ihm relativische Bedeutung zu geben: der dar oder der dir heißt welcher. Sogar noch im Mittelhochdeutschen heißt es: Alles das der lebet für Alles was lebt. Es ist auch kein Zufall, daß gerade diejenigen Formen des Relativums, in denen welcher gar nicht oder nur mehr selten gebraucht wird, von denen des Artikels streng unterschieden sind: man sagt im relativischen und demonstrativischen Gebrauche dessen, deren, denen, im Gegensatz zu den einsilbigen Formen des Artikels des, der, den. Man bedient sich also erweiterter, zweisilbiger Formen gerade dort, wo die zweisilbigen Formen von welcher fallen gelassen wurden.

Nach meiner Beobachtung wird das Relativum „wölcher" in der Umgangssprache der unteren Classen Wiens überall gern gebraucht, wo man nicht der was sagt. Als echte Wiener dürfen noch immer die Fiaker gelten, und aus den lebhaften Erörterungen über den neuen Fahrtarif hat mir ein hilfreicher Freund eine ganze Blüthenlese von wel-

cher zusammengestellt. Der Vorstand-Stellvertreter der Genossenschaft hat in einer Versammlung seine Zuhörer mit den folgenden Worten angeredet: „Die Paragrapherln, welche in der Einleitung d'rinstehen, erschweren den Tarif. In den siebzehn Tagen, seit welchen der billige Tarif besteht, kommen die Kutscher gerade so ohne Kreuzer nach Hause wie früher. Warum wird einem Menschen, welcher zu einer Arbeit gedungen ist, der Lohn entzogen? Solange die Wünsche nicht berücksichtigt werden, welche für die örtlichen Verhältnisse gewiß maßgebend sind, kann ich die Bezeichnung des neuen Tarifes als gerechten nicht gelten lassen." In den Schriften von Chiavacci, der nach meinem Gefühl den Wiener Dialect in der Literatur am besten vertritt, begegnet welcher auf jeder Seite mehr als einmal. Mir liegen aber auch Reichstagsberichte seit dem November des vorigen Jahres vor, zum Theil in den stenographischen Protokollen, zum Theil in Zeitungsauszügen. Keiner der großen Redner des Jahres, im deutschen so gut wie im österreichischen Parlament, kann das Relativum welcher entbehren; und mag auch die Redaction für den Druck noch manches welcher hineingetragen haben, der stattliche Rest beweist immer noch, daß das Wort unserer gebildeten Sprache eben so unentbehrlich ist als unserer Schrift. Wustmann freilich würde die Parlamentsredner nicht als Zeugen zulassen, weil sie, am Rednerpult stehend, anders sprechen als in der Unterhaltung und weil sie nicht unvorbereitet reden. Aber der Parlamentarier, der seine Rede bis auf das der und welcher vorbereitet hätte,

müßte sie doch bis auf den Buchstaben auswendig gelernt haben. Daß man vor der Oeffentlichkeit anders redet als im Umgang, würde endlich doch nur wieder beweisen, daß man für die Oeffentlichkeit auch anders schreibt, als man redet; man geht ja auch nicht im Schlafrock spazieren, in dem man sich am Schreibtisch bequem fühlt, und niemand wird die Handschuhe im eigenen Haus an der Hand behalten, die er im fremden Haus oder im Salon zu tragen pflegt. Daß auch der kindlichsten Sprache des Volkes das papierene Pronomen nicht fremd ist, dafür dürfen wir wieder die Brüder Grimm als unverdächtige Zeugen anführen, in deren Märchen man welcher auf Schritt und Tritt begegnet. Ich wähle mein Beispiel absichtlich aus dem dritten Bande, der die Ueberlieferung ohne Bearbeitung wiedergiebt; hier findet man es sogleich zweimal in einem Satz: „Davor erschreckt sie so, daß sie den Schlüssel, welchen sie in der Hand hält, in ein Becken mit Blut fallen läßt, welches nicht gut wieder abzuwaschen war.“

Was nun die Literatursprache angeht, so haben mir meine braven Wiener Seminaristen, stets bereit, die Hand ans Werk zu legen, ein Material zur Verfügung gestellt, das sich über ein Jahrhundert deutscher Prosa (1750—1850) erstreckt und vollständiger ist, als was je einem Andern zu Gebote stand. Es hat sich zunächst die überwiegende Anzahl der Relativsätze vor allen übrigen Arten der Nebensätze herausgestellt: von ungefähr 4000 Nebensätzen waren nahezu die Hälfte Relativsätze, und unter diesen wieder kam

durchschnittlich auf zwei Sätze mit *der* immer einer mit *welcher*. Das Verhältniß ist natürlich nicht bei allen Autoren das gleiche, und es schwankt auch bei demselben Verfasser in den verschiedenen Werken. Bei Lessing z. B. finden wir in den „Literaturbriefen“ und in der „Dramaturgie“ das normale Verhältniß von 2 : 1, im „Laokoon“ dagegen sind die Sätze mit *der* und *welcher* der Anzahl nach fast gleich. Schiller gebraucht *welcher* im „Dreißigjährigen Krieg“ und in der Abhandlung über das Naive etwas öfter als Durchschnitt ist, dagegen in dem Aufsatz über „Anmuth und Würde“ auffallend seltener. Winkelmann kennt fast nur *welcher*; Wilhelm Schlegel giebt ihm wenigstens den Vorzug, in neueren Zeiten gebraucht es Gustav Freytag öfter als das Demonstrativum *der*. Bei Goethe finden wir *welcher* nur in „Dichtung und Wahrheit“, nahezu eben so oft als *der*, im „Wilhelm Meister“, in den „Wahlverwandtschaften“ und in der „Italienischen Reise“ kommt fast gleichmäßig auf sieben *der* ein einziges *welcher*; bei Heine und Börne finden wir ein ähnliches Verhältniß. Aber völlig entbehrlich gefunden hat das Relativum *welcher* bis zum heutigen Tage kein einziger Schriftsteller in Deutschland; nur in den Formen *dessen* und *deren* ist es ganz aufgegangen.

Interessant ist es zu beobachten, wie einzelne Formen allmälig seltener werden und absterben. Lessing gebraucht fast nur *welches* für das neutrale Relativum; er sagt: „ein Glück, *welches* (nicht *das*) ich dankbar genieße“. Bei Schil-

ler überwiegt welches wenigstens noch über das. Goethe kennt außer in „Dichtung und Wahrheit“ nur mehr die einsilbige Form, und Börne steht hier zu ihm. Aber wo das neutrale Relativum sich auf den ganzen Satz bezieht und die Periode abrundet, hat sich welches bis in die Zeit Börne's hartnäckig behauptet. Schiller schließt etwa ein Satzgefüge mit den Worten ab: „welches einen Widerspruch enthält“; auch bei Goethe heißt es: „welches denn auch wirklich eingetroffen ist“; und noch bei Börne: „welches mir sehr wohl that“. Lessing gebraucht im Dativ Pluralis fast immer noch welchen für denen, das Schiller und Goethe schon geläufiger ist und bei Gustav Freytag (trotz seiner Begünstigung von welcher) fast ganz fehlt. Dagegen kommt bei Börne vereinzelt noch die Pluralform welcher (für deren) vor, die heute fast ganz erloschen ist: „Früchte, wegen welcher Verdun noch heute berühmt ist“.

Wustmann bestreitet, daß das Zusammentreffen zweier die für das Gehör anstößig und daher zu vermeiden sei. Ein allgemein gültiges und für jeden verbindliches Gesetz läßt sich hier natürlich nicht aufstellen; daß aber der Gebrauch der Schriftsteller gegen Wustmann entscheidet, glaube ich nachweisen zu können. Lessing vermeidet sagar das relativische die nach Substantiven, vor denen der Artikel die steht; er sagt nicht: „die Lücke, die er gelassen hat“, sondern „die Lücke, welche er gelassen hat“. Auch W. Schlegel und Börne folgen meistens, Gustav Freytag fast immer diesem Gebrauch: „die Wölfe, welche frech geworden sind“.

Schiller, der im Gebrauch der Bilder selten tadellos, aber in Anwendung der Figuren von seltener Kühnheit ist, hatte auch ein feines Ohr für die rhythmische Bewegung der Sprache; aber dem Klang gegenüber erwies es sich stumpf, wie auch seine Reime zeigen. Indessen nimmt auch Goethe an Sätzen, wie dieser, keinen Anstoß: „Die Heuschrecken, die uns zu schrecken angefangen.“ Näher rücken die beiden die schon an einander, wenn das Demonstrativum unmittelbar vor dem Relativum steht und nur eine Pause die beiden die trennt. Lessing sagt wiederum nicht: Es ist die, die uns schon so oft betrogen hat“, sondern „die, welche uns betrogen hat“. Und hierin folgen, so viel ich sehe, alle späteren dem gleichen Gefühl. Goethe schreibt: „Es ist die, welche (nicht die) sich nach Höchst zieht“; und ebenso Heine: „als die, welche (nicht die) der deutsche Mönch angeklebt hat“. Oder Goethe hilft sich mit der von Wustmann verpönten Form „diejenigen, die“: „diejenigen, die abergläubisch sind“; niemals aber stehen in diesem Fall die beiden die neben einander. Endlich aber können das Relativum die und der Artikel die in dem Nebensatz ohne Pause auf einander folgen, und das ist Wustmann's eigentlicher Ohrenschmaus: „Die Bildwerke, die die hehre Göttin verherrlichen“. Leider wird sich unser Verfasser diesen Genuß bei guten Schriftstellern nur selten bereiten können. Lessing schreibt durchgehend: „Grenzen, welche die (nicht die die) Grazien gezogen“; Goethe: „Gegenstände, welche die Richtschnur einhalten“; Heine: „Die einzige Kunde, welche die

Franzosen erhalten haben". Auch vor dem gleichanlautenden diesen steht welche und nicht die. Börne schreibt: „in den Wagen, welche diesen (nicht die diesen) Mittag durchgekommen sind"; Mommsen: „Anregungen, welche dieser Gegensatz hervortreten machte". Unter mehr als 1200 Relativsätzen habe ich welche die öfter als hundert Mal, die die im Ganzen vier Mal gefunden. Schiller setzt sich auch hier über die Euphonie hinaus: „Anmuth ist die Schönheit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt"; „was für eine Idee das nur sei, die die Vernunft bestimmt". Auch Goethe schreibt im „Wilhelm Meister" einmal: „der Alten, die die wunderlichen Materialien anzupassen beschäftigt war"; und Mommsen: „die ältesten Aufgaben, die die Erde stellt". Es kann sich in einem solchen Fall natürlich nie um die ausnahmslose Beobachtung eines Gesetzes handeln, dessen Verletzung wie in Klopstocks Gelehrtenrepublik mit dem Hundetragen bestraft werden sollte; aber eine so überwiegende Mehrzahl von Fällen zeigt, daß das Gefühl der besten Schriftsteller die Zusammenstellung die die zu meiden sucht, die ja nicht bloß für das Gehör, sondern auch für die Sprachwerkzeuge anstößig ist und den Eindruck eines unartikulirten Gestotters macht.

Auch dem Bedürfniß der Abwechslung zwischen der und welcher gesteht Wustmann keine Berechtigung zu. Namentlich bei Relativsätzen, die parallel neben einander stehen, findet er es geradezu unbegreiflich, wie man wechseln könne, anstatt vielmehr gleichmäßig anzuknüpfen, „wie man

in seinem Sprachgefühl nur so irregehen kann!" Ein Gesetz, das in allen Künsten sich geltend macht, ist hier als Verirrung des Gefühls betrachtet. Der Architekt, welcher eine Reihe von gleichen Gliedern nebeneinanderstellt, bringt an dem letzten eine Variation an; eine Reihe von gleichen Takten wird in der Musik durch einen ungleichen zum Abschluß gebracht; auf zwei gleiche Theile folgt bei der Bildung strophischer Systeme ein ungleicher dritter. Um Eintönigkeit zu vermeiden, liebt es Lessing, gleichgegliederten Perioden durch einen leise variirten Nachsatz einen sinnfälligen Abschluß zu geben; oft stellt er nur ein Wort um oder er setzt ein einziges Wort zu. So schreiben auch die Brüder Grimm: „Es war noch so weiß als Schnee, so roth als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz"; nach Wustmann dürfte hier überall nur als stehen. Und so wird der Schriftsteller auch bei den parallelen Relativsätzen dort, wo es ihm darum zu thun ist, die Gliederung deutlicher hervortreten zu lassen, mit dem gleichen Pronomen anknüpfen; dort aber, wo der Parallelismus sich von selber fühlbar macht, die Gleichförmigkeit durch Abwechslung zu beleben suchen. So wechselt Lessing, der sonst auch gleichmäßig mit der . . . der, welcher . . . welcher anknüpft, in dem folgenden Satze zwei Mal ab: „Thaten, die vor ihren Augen geschehen, an welchen sie Theil hatten, die zu Quellen des Schönen wurden." So wechselt auch Schiller: „Die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine Sympathie sich verkündigte, war ein dreißigjähriger Krieg, der Städte und Dörfer in

Asche legte; ein Krieg, in welchem mehr als hunderttausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Cultur in Deutschland erlöschte". Bei Goethe finden wir häufiger die gleiche Anknüpfung als wechselnde Pronomina; aber auch Er schreibt in der Italienischen Reise: „Zwischen Mauern, über welchen sich Traubengeländer sehen lassen, stehen andere Mauern, die nicht hoch genug sind." Die Brüder Grimm erzählen von einer Thür, „an welche die Räuber klopften und die sich alsbald öffnete". Bei den Neueren, Börne und Freytag, findet man den Wechsel seltener. Vollends, wo Relativsätze von einander abhängig oder gar ineinandergeschoben sind, wird der Wechsel fast unvermeidlich. In diesem Falle giebt ihn auch Wustmann halb und halb zu, aber er hat auch hier wieder eine Verordnung in Bereitschaft: der soll vorausgehen, welcher soll folgen. In den folgenden Beispielen aus Gustav Freytag ist das Gegentheil der Fall: „Die Gäste sind theils ältere Stegreifjunker, welche von Reiterstücken erzählen, die sie verübt, theils jüngeres Geschlecht, welches den Hut schwenkt"; „ein gemeinsames Leben, welches in Tausenden, die zusammenlebten, aufbrach".

Es giebt aber noch einen dritten Fall, in dem wir das leidige welcher nicht entbehren können, und dieser ist vom Tempo der Rede abhängig. Oft wird ein kurzer Relativsatz eingeschoben, über den der Sprechende rasch hinwegeilt; dann steht wieder ein Relativum für sich allein zwischen zwei Sätzen eingeklemmt, die es nur mit Mühe und Not auseinander-

hält. Im ersten Fall kann das Relativum nicht kurz genug sein, und man wählt die einsilbige Form; im zweiten ist die zweisilbige besser am Platz. Wenn Lessing sagt: „Eine Frau, die, ich weiß nicht, welchen Schauder empfindet“, so eilt hier die Rede hinter dem Relativum nach einer kaum merkbaren Pause über das „ich weiß nicht, welchen“ hinweg. Wenn aber Schiller sagt, er wolle „eine doppelte Anmerkung machen, welche, recht behalten, uns wie Irrthum berühren kann“, so wird vor und nach dem Relativum eine längere Pause gemacht, und das eingezwickte welche hält die Satztheile kräftiger auseinander und den Satz als Ganzes besser zusammen als ein einsilbiges die. Wir dürfen abschließend sagen, daß uns das Relativum welcher aus mehr als einem Grund unentbehrlich ist und daß es unmöglich sein wird, ein in der Schriftsprache eingebürgertes Wort zu verbannen, das wir uns in Fragesätzen ja doch gefallen lassen müssen.

Hier sei es mir erlaubt, von einer persönlichen Erfahrung Gebrauch zu machen. Ich habe vor etlichen Jahren ein größeres Werk in einer norddeutschen Officin drucken lassen, deren Corrector, gestützt auf die unfehlbare Berliner Schulgrammatik, mir seinen freundlichen Rat nicht vorenthalten zu müssen glaubte. Es war mir natürlich leicht möglich, den Diensteifer des Mannes auf die Druckfehler einzuschränken, aber ich habe mich doch gefragt, was ein junger, vielleicht nicht ganz unabhängiger süddeutscher Autor an meiner Stelle gethan hätte und welchen Druck solche Bemühungen auf das Sprachgefühl auszuüben vermöchten.

Man höre nur, was mein wackerer Corrector zu beanstanden fand; seltsamer Weise verlangte der Berliner gerade immer das Gegentheil von dem, was der Leipziger Wustmann als Regel vorschreibt. Ich bediene mich, wo euphonische Gründe nicht dagegen sind, nicht ungern der starken Adjectivendungen in Fällen wie gleiches Namens, jedesfalls. Sie sind kräftiger, durch das Beispiel Jakob Grimm's und Goethe's empfohlen und gestatten durch Abwechslung mit den schwachen Formen eine freiere Bewegung. Mein Corrector aber verweist auf die Schulgrammatik, die von Grimm und Goethe nichts weiß und schlechterdings jedenfalls verlangt. Wie aber? Wer in allen deutschen Landen sagt und schreibt denn keinenwegs? So ausnahmslos wird also die Berliner Schulregel denn doch nicht sein. Ich schreibe ferner (was jetzt auch Wustmann verlangt) Herzoge, wie bei uns in Süd-Deutschland jedermann sagt und mit Recht sagt, denn das Wort war ursprünglich schwach und daher ohne Umlaut. Mein Correktor verlangt aber die pretiöse Form Herzöge, bei der sich der Mund eines Süd-Deutschen in schnöde Winkel verzieht. Nun kommen aber noch ganz andere Dinge in Betreff des Wortschatzes zu Tage! Es giebt eine Classe von transitiven Verben im Deutschen, deren Object als selbstverständlich immer weggelassen wird. Man sagt steuern und versteht darunter das Schiff steuern; man sagt sprengen und meint darunter das Roß sprengen (d. h. springen machen). Ich hatte nun geschildert, wie der Vater Schillers mit seinem Roß aus den Niederlanden in seine

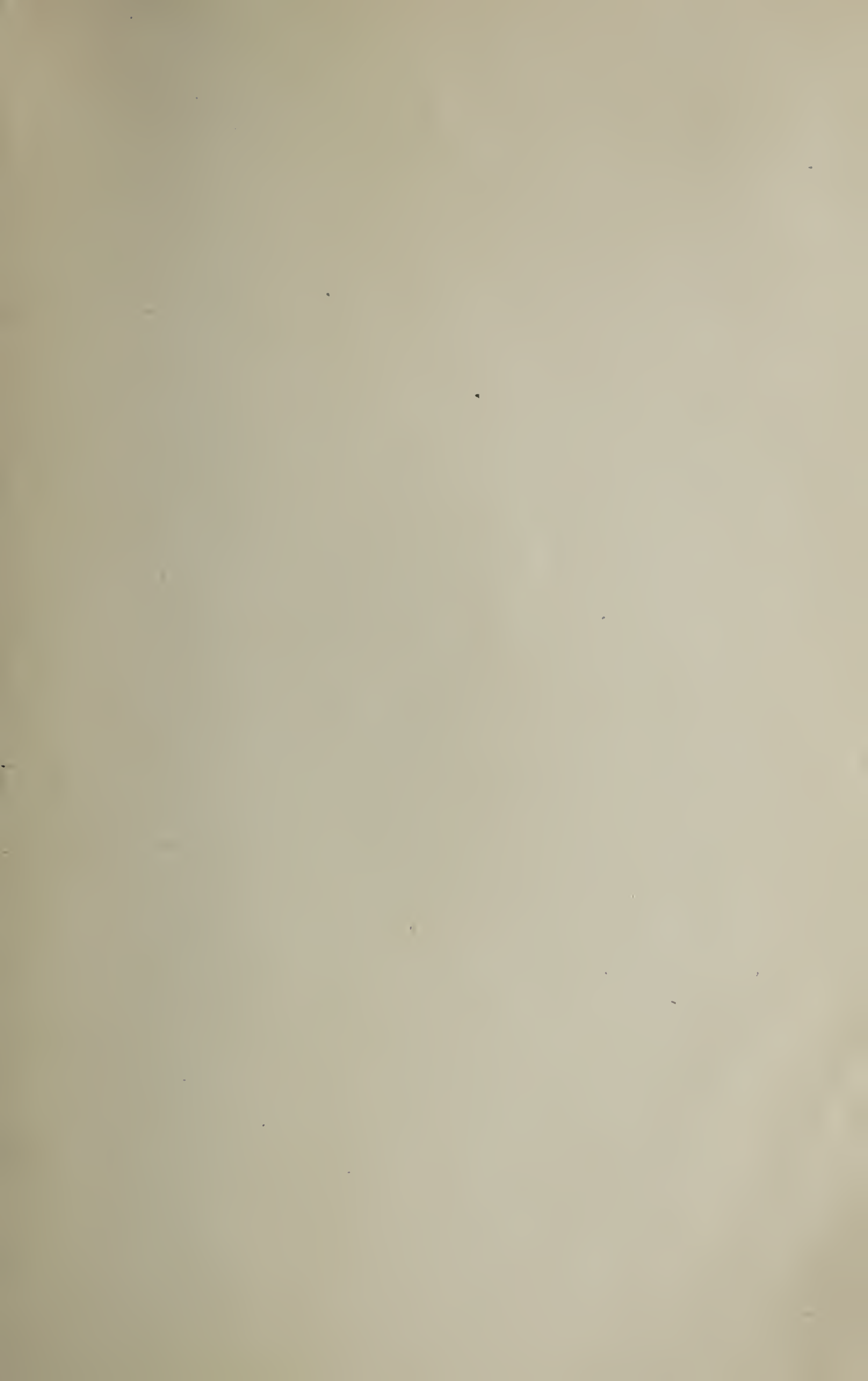
schwäbische Heimat zurückkehrt, und ließ ihn, um die Situation und die Zeit recht anschaulich zu treffen, bei dem Löwenwirth in Marbach „einstellen". Ein Fußwanderer kehrt ein, ein Reiter stellt ein, sein Roß nämlich; das Grimmische Wörterbuch belegt diesen Ausdruck mit mehreren Beispielen. Aber in Berlin versteht mein Corrector diese Wendung nicht; er fragt: wen oder was einstellen? und druckt hartnäckig: daß er sich einstellte! Endlich noch dieses: In der Stuttgarter Militär-Akademie gehörte eine „leicht geschmalzte" Brotsuppe zu der Abendkost. Es ist eine süddeutsche Speise, und süddeutsch ist auch die Form des Wortes: denn schriftdeutsch müßte es heißen geschmälzt, mit dem Umlaut. Man kennt in Wien die „abgeschmalzten Nudeln"; durch falsche Analogiebildung hat sich sogar die Form „abgeschmalzene Nudeln" herausgebildet, wobei man geschmälzt und geschmolzen irrthümlich verband. Meine süddeutschen Quellen redeten nur von „leichtgeschmalzter Brotsuppe", und ich hatte die Wahl, eine Speise mit einem Wort zu benennen, das man dort nicht kennt, wo sie gegessen wird, oder mich an die „lebendige Sprache" zu halten, die hier, wo es sich um ein Bedürfniß des physischen Lebens handelt, sicher allein im Recht ist. Mein Berliner Corrector aber kennt keine „abgeschmalzte Brotsuppe", und er will sie so wenig kennen lernen als das süddeutsche Wort, das ihm ein Greuel ist. Just so ist es mir einige Wochen später mit ein paar norddeutschen Freunden ergangen, die mich im Prater unter dem ehrwürdigen Chinesen das Wort „Ringelspiel" gebrauchen

hörten. Es ist ein so gutes und altes Wort wie nur ein anderes, und noch im siebzehnten Jahrhundert waren die Ringelrennen und Ringelstechen in ganz Deutschland bekannt, jetzt aber hieß es: „Wie sagen Sie: Ringelspiel?" — „Und wie sagen Sie, meine Herren?" — „Caroussel!" — „A la bonne heure! Es lebe der deutsche Sprachverein!"

Man könnte gar viele Fremdwörter und noch mehr unglückliche Neubildungen entbehren, wenn man sich gegen die reichen süddeutschen Mundarten weniger spröde verhielte. Die Mundarten sind doch allein die „lebendige Sprache" im Gegensatz zu der „papierenen" der Gebildeten. Aber auch die Schriftsprache der Süd-Deutschen verdient den Tadel nicht, den Wustmann besonders den Oesterreichern so freigebig spendet. Nachdem man uns ein paar Jahrhunderte lang die Schriftsprache als unerreichbares Ideal vorgehalten hat, dreht man jetzt den Spieß um, und wir werden unserer „Schreibsprache" wegen als „Papiermenschen" ausgescholten, von Leuten die auf fünfzig Schritte nach Papier und Tinte riechen. Daß die österreichischen Schriftsteller und Gelehrten heutzutage den norddeutschen in der Kunst sprachlicher Darstellung ebenbürtig und vielleicht überlegen sind, darf man mit einiger Zuversicht behaupten. Freilich kommen dabei stilistische Fähigkeiten in Betracht, für die Wustmann in seinem Buch keine Aufmerksamkeit übrig hat. In Allem, was sich in sprachlichen Dingen gesetzmäßig festhalten läßt, darf man ihm zustimmen, und die gröbsten Schnitzer hat er aus unserer Geschäftssprache und Kanzleisprache gründlicher

ausgemerzt als einer seiner Vorgänger. Aber die Freiheit des individuellen Ausdruckes hat er zu wenig geschont und das Sprachgefühl anderer zu geringschätzig behandelt. Wie der Verfasser des „Rembrandt" hat auch er ein Schlagwort einseitig ausgenützt; und da Modewörter niemals eine so große Macht ausgeübt haben als heutzutage, wird es ihm an Beifall nicht fehlen. Ich habe kürzlich eine lobpreisende Recension in einer norddeutschen Zeitung gelesen, deren Verfasser nur leider in jeder Zeile ein paar Mal gegen die Wustmannischen Regeln verstoßen hat. Dann wird man auf die Jagd nach den der und welcher gehen, und zuletzt doch wieder von dem Sprachmeister zu den Sprachmustern zurückkehren. Man hat auch die „Grenzboten" häufiger und lieber gelesen, da noch Gustav Freytag in ihnen welcherte, als jetzt, wo sie das unverfälschte Wustmannische Deutsch zu schreiben sich rühmen dürfen.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.